

Freunde der Monacensia e.V.  
**Jahrbuch 2019**

Herausgegeben von Waldemar Fromm, Wolfram Göbel  
und Kristina Kargl

**Allitera Verlag**

Weitere Informationen über den Förderverein *Freunde der Monacensia e. V.*  
unter [www.monacensia.net](http://www.monacensia.net)

Dezember 2019

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2019 Freunde der Monacensia e. V., München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

ISSN 1868-4955

Printed in Europe · ISBN : 978-3-96233-195-5

Hiltrud Häntzschel

## »Es gibt nichts auf- und anregenderes als Sprache und Sprachprobleme.«<sup>1</sup>

Mechtilde Lichnowsky (1879–1958): Schriftstellerin, Komponistin, Zeichnerin

»Sie ist doch eine zu sonderbare Frau.«<sup>2</sup>

**M**an denke sich einen glanzvollen, herrschaftlichen Salon, eine Gesellschaft geistreicher Literaten der unterschiedlichsten Couleur, mitten in einer heftigen Debatte. Der scharfzüngige Alfred Kerr führt das Wort, es geht um sein Lieblingsthema, um Mechtilde Lichnowsky, Fürstin Lichnowsky. Er war eben im Theater; am Berliner Lessingtheater hat Max Reinhardt Lichnowskys Stück *Der Kinderfreund* (1919) aufgeführt: »Die ganze Frau ist weit entfernt, eine Gartenblume zu sein. Sie streift, auch sprachlich, das Dilettantische. Sie ist weit mehr wildwüchsig als literarisch. Mehr ein Geblüt als (ewige Götter, Dank!) eine Schriftstellerin.«<sup>3</sup> Hugo von Hofmannsthal ist etwas abgeklärter; er war gerade bei ihr zu Gast auf dem fürstlichen Schloss Grätz in Schlesien: »Sie ist doch eine zu sonderbare Frau. Dabei ist sie wirklich so sehr jemand, aber es ist kaum zu glauben, wie sich ihr Bild in der Seele aller Menschen verzerren muß, die nicht von vorneherein sie wohlwollend sehen wollen. (Zu welch letzteren ich gehöre, weil ich sie wirklich gern habe.)«<sup>4</sup>

Der Schriftsteller und Verleger Ludwig von Ficker, Herausgeber der Kulturzeitschrift *Der Brenner*, wurde über seinen Freund Karl Kraus

<sup>1</sup> Mechtilde Lichnowsky an Helmut Ludwig, 17.11.1934; Münchner Stadtbibliothek / Monacensia.

<sup>2</sup> Hugo von Hofmannsthal an Helene von Nostitz, 29.3.1911. In: Hugo von Hofmannsthal u. Helene von Nostitz. *Briefwechsel*. Hg. von Oswald von Nostitz. S. Fischer, Frankfurt a.M. 1965.

<sup>3</sup> Alfred Kerr am 13.5.1919 im *Berliner Tageblatt* über die Aufführung *Der Kinderfreund*.

<sup>4</sup> Mechtilde Lichnowsky an Helmut Ludwig, 17.11.1934; Münchner Stadtbibliothek / Monacensia.

mit ihr bekannt, auch er scheint fasziniert weniger von der Schriftstellerin als von der Frau: »Weltflüchtig und weiß-nicht-wohin-flüchtig. Sie machte den Eindruck, als sei sie auf der Durchreise durchs Leben. Es war ein vollendeter Eindruck, so sonderbar dies klingt.«<sup>5</sup> Jetzt mischt sich Hermann Graf Keyserling ins Gespräch, er kennt die Fürstin schon seit 1909: »Sie kommt vorwärts, vorwärts, vorwärts; noch 4 bis 5 Jahre eines gleichlaufenden Entwickelns und sie wird – was ich vor 3 Jahren nie vorausgesagt hätte! – geworden sein, was sie ist. [...] Ich bin glücklich, dass sie das Schicksal mehr und mehr ins Objektive treibt; Politik interessiert sie zwar bedauerlich wenig, aber sie weiss doch, was sie thun muss, und freut sich daran von anderen Gesichtspunkten aus.«<sup>6</sup> Gegenrede von Herrn von Ficker: »Sie sieht auf die Welt von oben herab und blickt zu sich selbst empor. Aber ich glaube, sie leidet darunter und sehnt sich nach einem Ausgleich.«<sup>7</sup> Der sonst so ruppige Alfred Kerr scheint wie verklärt: »Ihr Können scheint gar nicht entwickelt im Sinne der Fertigkeit, der Glättung, des Gekämmtseins – sondern sie ist ein Blühen; ein reiches Stück Natur; ein Bündel Daseinsmusik; ein Glanz auf zwei Beinen. Sie bedeutet ein Kunstwerk mehr, als sie Kunstwerk schafft – aber von ihrem Sein fällt ein Strahl glücklich auf ihr Geschaffenes.«<sup>8</sup> Da schleicht sich ein käsiger, verkiffter Jüngling mit stechenden Augen in den Kreis: der skandalumwitterte Johannes R. Becher aus München, schwer morphiumsüchtig und am verhungern. (Mechtilde Lichnowsky hat ihm übrigens zusammen mit Katharina Kippenberg und Harry Graf Kessler mit einer monatlichen Zuwendung die Entziehungskur und eine zeitlang das Überleben finanziert.) Jetzt beginnt er mit Theatralik zu deklamieren:

---

<sup>5</sup> Ludwig von Ficker an Karl Kraus; zitiert nach Holger Fließbach: *Mechtilde Lichnowsky. Eine monographische Studie*. Phil. Diss. München 1972, S. 66.

<sup>6</sup> Hermann Graf Keyserling an Helene Gräfin Harrach (Lichnowskys Schwester), 17.6.1913; zitiert nach Fließbach 1972, S. 53.

<sup>7</sup> Ludwig von Ficker an Karl Kraus; zitiert nach Fließbach 1972, S. 146.

<sup>8</sup> Alfred Kerr am 13.5.1919 im *Berliner Tageblatt* über die Aufführung *Der Kinderfreund*.

## *Ode an die Fürstin*

In Kurvenschleifen aber schwingst du – Majestät –  
Empor durch ausgefranster Sonne gilben Brodem,  
Derweil rings Völker toben, Mordgewitter, in den Grund.  
Es schmettern Trommeln hymnisch geilen Tod.

[...]

Deiner Haare rotgeschürte Fahn  
Steht gezüngelt ob des Antlitz Marmorplatz.  
Klaffen jäh die Lippen: Purpurwogen.  
Dichter schlürfen solcher Augen See.

Reichst dich ihnen als ihr täglich Brot.  
Doch der unteren Menschen Monument du:  
Aufblick heischend und Gebet; ach  
Stets aus Spiegeln derer winkst du, Himmlische.

Jener selbst in Wirrnis, und verdammt Gezücht  
(Spülichtkröten) schreit am End der Tage  
... Nie gehört ... deinen Namen.  
Schreitende Fee im Blaumorgen eines politischen Märchens.

Du aber, Fürstin, bäumst, umzündet von dem Schwall  
Sich türmender Geschwüre. Winde donnern.  
Beschmiegte Hirtin. Ärmsten welch Geschenk!  
Plakat die Stirne. Hah: Gebot zum Aufruhr!<sup>9</sup>

Solchen Enthusiasmus scheint Herr von Ficker denn doch nicht unwidersprochen stehen lassen zu wollen: »Neulich versuchte ich, das Ägypten-Buch der Fürstin L. zu lesen. Es gelang mir nicht. So peinigend war auf mich der Eindruck, daß diese Frau, deren geistige Augenblicke soviel Leidenschaft nach Tiefe wie Hang zur schönen Oberflächlichkeit verraten, hier in diesem Erstlingswerk – und gottlob nur in diesem! – auf einen Ton mondäner Selbstvergötterung gestimmt ist

---

<sup>9</sup> Johannes R. Becher: *Das neue Gedicht. Auswahl (1912–1918)*. Leipzig 1918, S. 76.

[...].«<sup>10</sup> Aber Kurt Tucholsky urteilt nach Lektüre eben dieses Ägyptenbuches: »Außerdem kann sie schreiben. Und denken. Und sehen. Kurz: Keine Frau.«<sup>11</sup> Alfred Kerr kann nicht mehr an sich halten: »Mechtilds Schönstes ist der Schimmer. Das Silberne. Die seelische Lieblichkeit. Alles das Ergebnis nicht eines Herkommens auf den Brettern – sondern das Ergebnis eines Menschen. Von den Einzelschauspielen der Mechtild Lichnowsky ist nie zu trennen: das Schauspiel Mechtild Lichnowsky.«<sup>12</sup> Der Kollege von der *Weltbühne*, Siegfried Jacobsohn, runzelt zweifelnd die Stirn: »Ob Reinhardt nicht einer simplen Bürgerin genau dieselbe Arbeit zurückgegeben hätte?«<sup>13</sup> Jetzt mischt sich Karl Kraus ins Gespräch, der Bösewicht aus Wien, der gleich auch mit Max Reinhardt abrechnet. Aber er kennt Mechtild Lichnowsky noch nicht persönlich und ahnt nicht, dass er einmal aufs Innigste mit ihr befreundet sein wird: »Wie es mit den geistigen Aussichten einer Nation bestellt sei, [...] deren Hochadel auf den Privatbällen des zum Diktator aufgedunsenen Theaterhändlers die Komparserie stellt, das konnte bloß dem politischen Blick verborgen bleiben. Daß die deutsche Botschafterin aus London in solchem Milieu sich sowohl dramatisch wie gesellschaftlich bewegt, ist ein Symbol, das sich einer Dichterin erschließen könnte, wenn sie ein Dichter wäre.«<sup>14</sup> Besonders unfreundlich vom bissigen Karl Kraus, die Schriftstellerin kurzerhand mit ihrem Ehemann zu identifizieren, dem Fürsten Karl Max Lichnowsky, deutscher Botschafter in London von 1912–1914. Und gerade das ist es, was der Wahrnehmung dieser Autorin und mehr noch ihrem Werk ihr Leben lang im Wege stehen wird.

Wer war diese Frau, für die sie alle schwärmten, wenn sie sich nicht über die »Dame« und ihr literarisches Werk gleich mit mokierten?

Mechtild Christiane Marie Fürstin Lichnowsky, geborene Gräfin von und zu Arco-Zinneberg, inzwischen siebzig Jahre alt, zweimal verwitwet, Autorin von zahllosen Zeitungsveröffentlichungen, Gedichten, Feuilletons, von 15 Büchern – und drei werden noch hinzukommen –,

<sup>10</sup> Ludwig von Ficker an Karl Kraus; zitiert nach Fließbach 1972, S. 117f.

<sup>11</sup> Peter Panter [d. i. Kurt Tuchoolsky]: *Die ägyptische Königstocher*. In: *Die Schaubühne* 9 (1913), Nr. 34/45, 28.8.1913, S. 826f.

<sup>12</sup> Alfred Kerr am 13.5.1919 im *Berliner Tageblatt* über die Aufführung *Der Kinderfreund*.

<sup>13</sup> Zitiert nach Fließbach 1972, S. 70.

<sup>14</sup> So Karl Kraus in: *Die Fackel*, Nr. 418–422, 8.4.1916.

lebt nun, 1949, bei bescheiden gewordenen Mitteln in einer kleinen Wohnung in London, denkt über Ruhm und Nachruhm nach und bringt resignierend das Grunddilemma ihrer schriftstellerischen Arbeit auf den Punkt:

»Beschämend ist, dass man mich eine Schilderin der Gesellschaftskultur nennt – was immer das heissen mag; ich kann mir darunter nichts vorstellen.

Wenn ich tot sein werde, vielleicht wird da endlich einmal einer wissen, dass ich mich nur einer Sache gewidmet habe: der Sprachkunst. Die es wussten, sind leider nicht mehr am Leben.«<sup>15</sup>

Die Klage ist alt, so alt wie ihre Karriere als Schriftstellerin. Am 2. April 1927 liest sie in Frankfurt aus der noch nicht erschienenen Novelle *Rendezvous im Zoo*. Die Besprechung im Feuilleton der *Frankfurter Zeitung* zwei Tage später beginnt so:

»Fürstin Lichnowsky im Frankfurter Saalbau, auf dem Zettel schlicht Mechtilde Lichnowsky genannt. Für die Damen: die Fürstin trägt ein dunkles, wie angegossenes Samtkleid mit gelbem Pelzbesatz an Hals und Ärmeln. Sie verfügt über erlesenen Schmuck: ein birnenförmiger Smaragd schaukelt an der Brustagraffe, Diamanten blitzen am Ohr, eine Perlenkette schimmert um den Hals, farbige Steine funkeln an den schmalen energisch bewegten Fingern. Die Fürstin ist schön: Eine helle Blondine, von geschmeidiger Figur.«

Wie erbost sie über derlei Ungeist ist, lässt sie die Zeitungsleser wenig später wissen.<sup>16</sup> Als 1935 ihr Roman *Delaide* erschienen und durchaus zwispältig aufgenommen worden ist, versucht sie Hedwig Fischer, der Witwe ihres Verlegers Samuel Fischer, den Grund zu erklären:

So ungläubig Sie den Kopf vielleicht schütteln werden – bei mir ist das Publikum inclus. Kritiker – immer noch im Unklaren; es widerstrebt mir es hier hinzusetzen – nämlich – wegen meiner Beziehung zum Gotha Kalender. So idiotisch es ist – so grundfalsch, so herzerreißend unbegründet – aber es ist so! Mehr denn je. Nicht bei den einzelnen, guten Lesern; aber in der Masse.<sup>17</sup>

---

<sup>15</sup> Mechtilde Lichnowsky an eine Unbekannte, 6.12.1949; Münchner Stadtbibliothek / Monacensia.

<sup>16</sup> *Praktische Lebenskunst*. [Feuilleton-Umfrage]. In: *Frankfurter Zeitung*, Nr. 412, 5.6.1927, *Erstes Morgenblatt*, S. 3.

<sup>17</sup> Mechtilde Lichnowsky an Hedwig Fischer, 4.7.1935; Münchner Stadtbibliothek / Monacensia.

Im »Gotha Kalender«, dem *Gothaischen genealogischen Hof-Kalender*, dem Handbuch des deutschen Adels mit seinen 142 Bänden, steht die Schriftstellerin mit ihrer bayerischen Herkunftsfamilie wohl plaziert, mit der Heirat in das Fürstengeschlecht der Lichnowskys rückt sie ganz nach oben. In die Zeitspanne dieses Lebens, von 1879 bis 1958, reißen die radikalen politischen Umbrüche tiefe Zäsuren. Nichts ist heute mehr so, wie es vorgestern war. Ist der Eindruck ihrer Leser so »grundfalsch«? Und warum geht ihr Schreiben dann doch wieder weit darüber hinaus?

Mechtilde Lichnowsky bleibt ihr Leben lang das adlige Kind (und Urururenkelin der Kaiserin Maria Theresia), die sehr höhere Tochter, die Fürstin bis in die meisten ihrer Sätze hinein, auch wenn sie dieses Bild von sich lebenslang zurückweist, denn da ist eben auch immer die andere, die Künstlerin, schon als Kind: Künstlerin in der Wahrnehmung der Welt, in der Lebensanschauung, künstlerisch begabt in seltener Vielseitigkeit und vor allem Künstlerin in ihrer Sensibilität für die Sprache. Als René Schickele 1934 ihren soeben bei S. Fischer erschienenen Roman *Kindheit* gelesen hatte, jene in Poesie umgesetzte Erinnerung an ihre bayerische Schlosskindheit im zu Ende gehenden 19. Jahrhundert, schrieb er ihr begeistert:

»Liebe, sehr verehrte Mechtilde Lichnowsky,

der pedantische und gewitzigte Leser, der ich bin, hat wiederholt köstliche Stunden mit ihrer *Kindheit* verbracht und sich mit einem Gefühl der Dankbarkeit und Hochachtung davon getrennt. [...] Sie gehen so scheu mit ihrer eigenen Kindheit um, selbst Ihre eingestandene Zärtlichkeit für Tiere und Pflanzen bewahrt soviel Abstand. [...] Es ist der gleiche Abstand zwischen ihnen und allem andern, was ihre ›Distinktion‹ ausmacht – ihr Abgewandt- und dadurch Ausgezeichnetsein, und dies merkwürdigerweise um so mehr, als sie einen offen und scheinbar geheimnislos anschauen. Sie haben etwas Gläsernes. [...] Niemals ist auf so karge Weise gezeigt worden, wie ein Kind (Christiane) ein geborener Künstler ist [...]. Nicht in dem Sinne, wie fast alle Kinder ›Künstler‹ sind, nein, mit einem ganz Besonderen – einer Eigenart, die Sache dieses Kindes ist, nicht des Alters. [...] Wunderbar sicher haben Sie da getanzt.«<sup>18</sup>

---

<sup>18</sup> René Schickele: *Werke in 3 Bänden*. Köln 1959. Hier Band 3, S. 1202f.

»Und diese neue Welt roch nach Peau d'Espagne, nach langen schwedischen Handschuhen, nach Glashauspflanzen ...«<sup>19</sup>

*Kindheit*, das zwölfte Buch der Schriftstellerin, erscheint auf dem Höhepunkt ihres Erfolgs. In diesem Erinnerungsbuch berühren sich die hochherrschaftliche Herkunft und die hohe Sprachkunst Lichnowskys auf besondere Weise. Mit der von Schickele gepriesenen Distanz schreibt sie in der dritten Person, gibt der Hauptperson, dem Mädchen, ihren eigenen zweiten Vornamen Christiane. Schrittweise öffnet sie den Blick in die Welt dieses Kindes, die scheinbar heile, restlos glückliche Welt im niederbayerischen Schloss Schönburg bei Pocking im Rottal. Hier heißt es ins feinere Französisch übersetzt »Beaucastel«. Das enge Blickfeld der Vierjährigen ist umstellt von den Füßen der Erwachsenen, ihre Wahrnehmung ordnet sie ein in ihre Spielzeug- und Tierwelt:

»Damenfüße kann man fast nie sehen. Aus den Röcken der Damen laufen zwei schwarze Mäuschen mit spitzen Schnäuzchen, und wenn Damen spazieren gehen, setzen sie diese Mausschnäuzchen zuerst an. Schon aber fällt der Rock darüber, und wieder hat man nicht gesehen, ob die Fersen mit den kleinwinzigen Absätzen überhaupt je den Boden berühren.

Warum hat nur der Vater Stiefel, ehrliche, lebendige, schöngewichste Stiefel – und warum sind Frauenstiefel spitziger und matt?

Einmal hieß ein Kinderfräulein Georgine, und das damals Dreijährige konnte, weil es auf dem Boden lag, sehen: die Stiefel gingen am Bein entlang, sie hörten nicht auf.

Die Großmutter kam jeden Sommer. Sie war so fein und zerbrechlich, dass man staunen mußte. [...] In der Mitte ihres Körpers wurde sie so dünn wie die großen Waldameisen, die Sohlen ihrer Schuhe, kleiner als irgendein menschlicher Fuß sein kann, waren immer wie neue – wie ein Biskuit.«<sup>20</sup>

Die Welt weitet sich: das Kinderzimmer im seltsamen Zwielflicht beim Mittagsschlaf, die Hunde, dann der Hof, die Pferde und Ställe, die Geschwister, die immer mehr werden – am Ende sind es zehn –, die Kinderfrauen und schreckenerregenden Gouvernanten, deren strafendem Blick nicht zu entkommen war: »Dieser Blick war unwiderstehlich. Die

<sup>19</sup> Mechtilde Lichnowsky: *Kindheit*. Berlin 1934, S. 261.

<sup>20</sup> Lichnowsky: *Kindheit*, S. 34f.

Spatzen fielen vom Dach herunter, wenn sie ihm begegneten, Hunde zogen den Schweif ein, Goldfische tauchten tiefer ins Bassin. Männer allerdings sahen keck hinein. Dafür aber verloren Dienstboten ihren Wagemut.«<sup>21</sup>

Das Glück des Kindseins wächst im Umgang vor allem mit den Tieren, die Mechtilde Lichnowsky lebenslang begleiten, und im Erleben von Musik, aber es bekommt auch seine Risse mit der Grausamkeit einer rigiden Erziehung, im Repertoire demütigender Strafen, in der Anleitung zum Lügen, das doch gerade so sträflich verpönt ist:

»Alles endete mit einer Strafe. Im Zimmer knallten Ohrfeigen, flogen Strafarbeiten, fielen Strafverbote – im Garten wurde man an einen Baum gestellt, oder man musste im Gras knien, die Arme ausgestreckt und zwei Steinchen auf dem Handrücken. [...] In der Ecke stehen, keine süßen Speisen essen, fünfzigmal einen albernen Satz abschreiben, zehn Pfennige zahlen, zwischen zwei Türen eingesperrt werden, das Schreibheft, auf den Rücken mit einer Stecknadel geheftet, spazierentragen, stehend essen, Ohrfeigen empfangen oder gar die große Exekution mit und ohne sogenanntes »Steckerl«. [...] Diese Strafen, unangenehm und gehaßt, quälend, aber nicht tödend, glichen dem Bimsstein: man wurde damit gerieben, der Fleck verschwand für den Augenblick, aber die Haut blieb heil. [...] Das herrliche Leben blieb trotz strafendem Bimsstein. Es blieben die Pferde zum Küssen, Streicheln und Führen, die Hunde, die Katzen, die göttlichen, unerreichbaren Tiere [...] – all das ist schöner, als eine Strafe schlimm sein kann.«<sup>22</sup>

Vollends während ihrer Schulzeit von 1892–1896 im Internat des Sacré-Cœur-Ordens in der Klosterschule Riedenburg bei Bregenz. Da wird Mechtilde mit ihrer Schwester Helene zur Dame erzogen, abgerichtet zu bigotter Heuchelei, zu frömmelnder Demut, musikalisch gefördert, aber von jeglicher Beschäftigung mit Literatur, von selbständigem, kritischem Denken ferngehalten, zugerichtet für den Auftritt in der Gesellschaft, die doch vom Teufel ist, tief verunsichert zwischen Gefallenwollen und Aufbegehren. Der in allen Lebensbereichen praktizierte Obskurantismus erstreckt sich einerseits auf alles Körperliche, vor allem auf den eigenen Körper, auf jede Erscheinungsform von Sexualität und andererseits auf die Thematisierung des Körpers und

<sup>21</sup> Lichnowsky: *Kindheit*, S. 28f.

<sup>22</sup> Lichnowsky: *Kindheit*, S. 70–73.

der Sexualität in Philosophie, Literatur und Kunst im allerweitesten Sinne. Die Konsequenz ist die rigide Forcierung von Schamgefühl dem eigenen Körper gegenüber, das In-Unwissenheit-halten über die Sexualität, ihre vollständige Tabuisierung und deshalb eine ebenso rigide Zensur über die Lektüre, die über diese Unwissenheit aufklären könnte.

Dann der Sprung umstandslos vom klösterlichen Internat in die hochadlige Gesellschaft der Münchner Prinzregentenzeit. Man ist fasziniert von dieser aparten jungen Frau, die an Kunstverstand und Begabung die anderen Mädchen weit hinter sich lässt. Ein Ausleben dieser Begabungen ist freilich schier unmöglich: »Es ist als dürfe man angeborene Intelligenz nur dazu verwenden, sie erfolgreich zu cachieren!«<sup>23</sup>

In dieser Salonkultur unterliegen Konversation, Kleidung, Verhaltensweisen, Lektüre und Kunstbegegnung streng reglementierten Codes, sie dienen einzig dazu, die Töchter standesgemäß und wohl situiert »anzubringen«. Das Gesellschaftsspiel heißt: ›Verliebt – verlobt – verheiratet‹. Mechtilde Gräfin Arco verletzt die Spielregeln, um sich ihnen dann doch zu beugen: Ein junger Philosoph und angehender Privatdozent der Medizin, Wilhelm Graf Schenk von Stauffenberg, erkennt das Ungewöhnliche, gänzlich Uoberflächliche an ihr und ist ihr in tiefer Liebe zugetan. Stauffenberg, das Gegenteil des galanten Gesellschaftscauseurs, führt sie in unbekannte Regionen, regt genaues philosophisches Denken an, vertieft das Erleben von Musik und Dichtung, dringt als ganzheitlich denkender Arzt tief in die unbewussten Schichten der Seele vor. Er bleibt ihr Freund, ihr erster Leser bis zu seinem Tod 1918. Als Schwiegersohn wäre er wohl kaum akzeptiert worden, und trotz allerhöchster Wertschätzung konnte das junge Mädchen diese Liebe nicht in gleichem Maße erwidern.

Und dann, welch ungehöriges Benehmen: 1901 verlobt sie sich heimlich mit dem damaligen Attaché an der englischen Gesandtschaft in München, mit dem Offizier Ralph Harding Peto of Somerleyton. Die Familie freilich stellt sich strikt gegen solche *mésalliance* mit irrgendeinem.

Endlich kommt dann 1904 der Rechte, der schwerreiche Fürst Karl

---

<sup>23</sup> Mechtilde Lichnowsky an G. Prinzessin zu Sayn-Wittgenstein, 22.2.1935; zitiert nach Fließbach 1972, S. 38.

Max Lichnowsky aus schlesischem Uradel. Man lebt fortan auf Schloß Kuchelna bei Ratibor und im mährischen Grätz, auf Schlössern mit mächtigen Traditionen: Zweimal, 1806 und 1811, war Beethoven in Grätz zu Gast, seinem Mäzen widmete er unter anderem die Klaviersonate *Páthétique*. Ein prachtvoller Musiksalon und eine ungewöhnlich umfangreiche Bibliothek stehen zur Verfügung. Der Fürst öffnet seiner Frau die Augen für politische und soziale Fragen – die Fürstin bringt Kunst, Musik und Literatur ins Haus. Man hält Hof, Kaiser Wilhelm II. kommt zu Besuch, und als 1905 das erste Kind zur Welt kommt, bietet sich der Kaiser als Pate an, sodass man den Jungen statt auf den gewünschten Namen Felix auf den gehassten Patennamen Wilhelm zu taufen hat.

Über diese Ehe wissen wir so viel, wie Mechtilde Lichnowsky über die Ehe in die Öffentlichkeit zu tragen erlaubt, nämlich nichts. In ihrem Essay *Die Ehe als Kunstwerk* für Graf Keyserlings *Ehebuch* von 1925 verordnet sie: »Eheleute sollen eine Undurchdringlichkeit, eine Kargheit der Angaben, eine Diskretion bewahren, die sich auch auf die allernächste Umgebung erstrecken möge. Liebe verträgt Öffentlichkeit nicht.«<sup>24</sup> Allerdings hat Mechtilde Lichnowsky der Beziehung einiges zugemutet, unzählige Reisen allein, viele Aufenthalte in Wien bei Karl Kraus, schließlich ihre Veröffentlichungen, etwa der Roman *Geburt*, der gewiß kein Schlüsselroman ist, wie manche Kritiker glaubten, aber doch von tiefen Entfremdungserfahrungen unter Ehepaaren gesättigt ist.

Von Golo Mann gibt es eine sehr anschauliche Beschreibung dieses Familienlebens in Kuchelna, als er in der Inflationszeit, von seinem Internatsfreund aus Salem, dem jüngsten Sohn Michael Lichnowsky, dorthin eingeladen worden ist. Es gelingt ihm nicht, im Zeremoniell der Anstandsregeln nicht schlecht aufzufallen. Aber beeindruckt ist er gewaltig, obgleich es doch auch bei den Manns zuhause bei Tisch ziemlich steif zugegangen sein soll:

»Nach kurzem Geplauder öffneten sich die Flügeltüren zum Speisesaal, und man hielt Einzug. Die Eltern nahmen an den Enden des Tisches Platz. Zwei Kammerdiener hielten sich hinter ihren Stühlen, bedienten nur sie und sahen, während gespeist wurde, mit unbeweg-

---

<sup>24</sup> Mechtilde Lichnowsky: *Die Ehe als Kunstwerk*. In: Hermann Graf Keyserling: *Das Ehe-Buch. Eine neue Sinngebung im Zusammenklang der Stimmen führender Zeitgenossen*. Celle 1925, S. 332–343, hier S. 338.

lichen Gesichtern in die Luft. [...] In Erscheinung und Ausdrucksweise hätte man nicht aristokratischer sein können, aristokratisch beinahe bis zur Selbstparodie.«<sup>25</sup>

Er erinnert sich seines damaligen Eindrucks:

»Über dem ganzen Anwesen lag etwas Melancholisches. [...] Niemals kamen Gäste. So daß die ganze Repräsentanz, die vielen Frauen, die wuschen und putzten, die fünf oder sechs Diener, die gerne und mit Stolz zu dienen schienen, das Zeremonielle der Mahlzeiten, kurz, dass all der Glanz eigentlich nur für sich selber da war. Es sah niemand zu.«<sup>26</sup>

Doch zurück vor die Zeit des Ersten Weltkriegs: 1912 ruft der Kaiser den 52-jährigen Fürsten Lichnowsky noch einmal in den diplomatischen Dienst zurück und ernennt ihn zum deutschen Botschafter in London, zu einem Zeitpunkt, der politisch prekärer kaum sein könnte. Die Gattin erfüllt alle Erwartungen der Repräsentation. Als Botschaftsrat in London ist Richard von Kühlmann seiner einstigen Tänzerin aus Münchner Backfischzeiten wieder begegnet: »Die deutsche Botschaft sollte die eleganteste Botschaft der englischen Hauptstadt werden. [...] Glänzende Diners, eine selbst für englische Verhältnisse erstaunliche Fülle von Lakaien und Haushofmeistern in prächtigen, durchaus korrekten Livreen, eine Unmenge von Silber und Blumen bildeten bald das Stadtgespräch der Oberschicht.«<sup>27</sup> Wie stets passt sich Mechtilde Lichnowsky den gesellschaftlichen Verpflichtungen souverän an und gibt ihrer Umgebung doch eine ganz eigene Note. Nicht Wilhelminismus herrscht in 9 Carlton House Terrace, sondern die eigene Kunstsammlung: Picasso, Kokoschka, Franz Marc, Willy Geiger.

Mit der Wahl Fürst Lichnowskys hat sich Kaiser Wilhelm II. einen Bären dienst erwiesen. Der Botschafter ist durchaus englandfreundlich und äußerst kritiklos eingestellt und warnt den Kaiser schon 1912 und noch einmal Ende Juli 1914 so dringend wie hellsehtig davor, einen Krieg zu beginnen, sondern »unsere Haltung einzig und allein von der Notwendigkeit leiten zu lassen, dem deutschen Volke einen Kampf zu ersparen, bei dem es nichts zu gewinnen und alles zu ver-

---

<sup>25</sup> Golo Mann: *Erinnerungen und Gedanken. Lehrjahre in Frankreich*. Frankfurt a. M. 1999, S. 176.

<sup>26</sup> Mann: *Erinnerungen und Gedanken*, S. 180.

<sup>27</sup> Richard von Kühlmann: *Erinnerungen*. Heidelberg 1948, S. 376.

lieren hat«. <sup>28</sup> (Im Übrigen könnte Lichnowsky damit die Peinlichkeit vermeiden, seinem eigenen Vetter Alexander Graf Benckendorf, dem russischen Gesandten in London, die Kriegserklärung des deutschen Reiches überbringen zu müssen. Beider Mütter sind Schwestern und stammen aus der Adelsfamilie de Croÿ.) Mit dem kaiserlichen Befehl zur allgemeinen Mobilmachung in Deutschland am 1. August 1914 ist Lichnowskys politische Mission, die Spannungen zwischen den Ländern abzubauen und auszugleichen, dramatisch gescheitert. Der Fürst demissioniert, die Familie kehrt auf die schlesischen Güter zurück. Dort hält er seine Erfahrungen als Botschafter in einer privaten Denkschrift *Meine Londoner Mission 1912–1914* fest. 1917 gerät diese durch Indiskretion in offizielle Hände, sogar ins Ausland: Laute Empörung in allen Lagern, Landesverratsgeschrei und das Ende der politischen Karriere eines selten weitsichtigen Kopfes sind die Folgen. Seine Frau hat ihn einmal einen »aristokratischen Sozi« genannt.

» – *aber ich muß die Form finden*« <sup>29</sup>

Und in eben diesen Jahren bemüht sich Mechtilde Lichnowsky, in der literarischen Szene Fuß zu fassen. Denn das glanzvolle, das komfortable Ambiente bildet nur den Rahmen für ein Leben, das einen ganz anderen Inhalt und Mittelpunkt sucht, ohne doch aus diesem herauszutreten. Natürlich öffnet die hochadlige Herkunft der durchlauchtigsten Fürstin zahlreiche Türen, aber für Kritik und Publikum ist die schreibende ›Dame‹ geradezu verdächtig und der Ruch des angeblich unpatriotischen Ehemanns fällt verdüsternd auf sie, zumal auch sie aus ihrer kriegsverachtenden Einstellung keinen Hehl macht. Lebenslang muss sie als Schriftstellerin diese Gratwanderung bestehen zwischen angehimmelt und bespöttelt werden.

1913, als ihr erstes Buch im Satz ist, jene eigenwilligen Reisebeobachtungen von einer Reise durch Ägypten, *Götter, Könige und Tiere in Ägypten*, die Ludwig von Ficker dann so herabsetzt, da liest sie die Korrekturfahnen und muss mit ihrem Verleger Kurt Wolff hadern:

---

<sup>28</sup> Zitiert nach Fließbach 1972, S. 54.

<sup>29</sup> Mechtilde Lichnowsky an Hermann Graf Keyserling, 7.9.1912; Keyserling-Archiv, Darmstadt.

»Lieber Herr Wolff,

Alles ist mir recht, nur eins nicht ... das erste Wort auf der Titelseite. Ich strich es durch. Wer weiß weiß. Wer nicht weiß, weiß mehr.«<sup>30</sup>

Carl Sternheim, auch ein Verehrer, hat sie zu Rowohlt und dessen Teilhaber Kurt Wolff vermittelt und dieser will unbedingt »Fürstin« als Namenszusatz auf dem Titelblatt stehen haben.

Das Buch wird nicht nur wohlwollend aufgenommen, auch die Autorin ist durchaus nicht nur zufrieden. Sie sucht nach einer eigenen Form und findet sie, gar nicht konventionell, sondern ganz im Geist avantgardistischer Experimente, in der Komposition der Erzählung *Der Stimmer* (1917), einem ungewöhnlichen Stück expressionistischer Prosa, das zugleich ganz Musik ist. Es ist komponiert wie Musik, es erzählt synchron wie ein mehrstimmiger Satz; auch als Protagonist spielt die Musik, und es handelt von Musik, von einem armen hochbegabten Schlucker nämlich – Raymund Egger heißt der qualvoll Schüchterne – der in der Klavierfabrik Instrumente stimmen muss und vom Künstlertum nur träumen kann: »... Auf fremden Klavieren weinte er sein Herz aus.«<sup>31</sup> Er wird in ein herrschaftliches Haus geladen, um den Flügel auf Wohllaut zu stimmen, während die Bewohner dieses Hauses, in »Strindbergscher Bosheit« einander zugetan, sein Geschäft und sein Spiel in schrillen Disharmonien von bebender Aggressivität begleiten, stören, bewundern, missbilligen.

Das Gestaltungsproblem formuliert die Autorin so:

»Durch ein Wort, durch einen Satz den Leser »sechsstöckig« mindestens denken und sehen zu lassen:

1. die gegenwärtige Betätigung eines Menschen gleichzeitig mit
2. der Stimmung seiner Seele
3. dem Denken während der Betätigung,
4. der Musik, die er macht, machte und die in ihm ist,
5. der Umgebung
6. der Menschen, die auftreten,

---

<sup>30</sup> Mechthilde Lichnowsky an Kurt Wolff, 19.1.1914. In: Kurt Wolff: *Briefwechsel eines Verlegers 1911–1963*. Frankfurt a.M. 1980, S. 155.

<sup>31</sup> Mechthilde Lichnowsky: *Der Stimmer*. Leipzig 1918, S. 95.

und das so formen, dass der Leser den Eindruck gewinnt, 40 Jahre gelebt zu haben. Das war nur zu erreichen, indem ich alles in die Zeit von drei Stunden drängte, während welchen ein Handwerker – hier ein Stimmer, aber was für einer! – seinen Beruf ausübt, und eine Art Querschnitt machte.«<sup>32</sup>

Die Kühnheit dieses Romans besteht in seiner fugalen Komposition, die das traditionelle chronologische Erzählern aufhebt und die Gleichzeitigkeit des Klavierspiels, der Handlungen der Personen und ihrer jeweiligen Befindlichkeit zueinander, ihrer Gedankenströme und die Raymunds synchronisiert.

Man muss diesem Raymund – wie jetzt die alte giftige Dame des Hauses, die geizige – einen Augenblick zuhören:

»Für einen solchen Flügel ist keine Summe zu hoch. O, Sie wissen nicht, wie herrlich er ist.« (Über der Dame Gesicht ist eitel Sonnenschein!) »Es schadet ihm nicht, wenn gute Menschen darauf spielen, nein, er wird immer williger – wie schön sind seine Bausteine« – Egger vergisst sich, den Raum, die Dame, seine Paragraphen, seinen Beruf ... – »Horchen Sie, ist das nicht wie Silber und Kristall? Und die Bässe: Bärenöne hat er, pung, pung, pung, klingt es«, und er federt elastisch mit dem Oberkörper, von seinem Sitz aus, der gekrümmten, abgeschabten Ahne zu, die eine höchst verlegene Miene zeigt und ihre ringbeladenen Gichtfinger auf den Flügel stützt, so dass die Politur, einem Spiegel ähnlich, das Bild ihrer fünf Finger wiedergeben muß. Sie lässt erstaunt die Kinnlade auf die Brust fallen, dreht dann kopfnickend zur Tür, die vorhin zgedröhnt worden war, berührt sie, horcht etwas daran mit schnellem, gewohntem Ruck, wie ein Dachshund, der das Haustor gehen hört, ohne Scheu vor Eggers sanften Augen, geht dann, anderen Sinnes offenbar, durch die entgegengesetzte Türe, die vorhin die Enkelin Lisa geschlossen hatte, innerlich hochbefriedigt, dass jemand zu ihr Vertrauen gezeigt hat: Eggers Rede, die mehr für die Enkelin Lisa gepasst hätte, bleibt ihr dennoch unverständlich.

»Vettel«, denkt Raymund in der untersten Hälfte seines Herzens. In der oberen spricht Egger, von Erziehung bis zur Unkenntlichkeit verwandelt:

»Die alte Dame, die arme alte Dame ...«

---

<sup>32</sup> Mechtild Lichnowsky an Ludwig von Ficker, 24.11.1920; Brenner Archiv, Innsbruck.

Laut sagt er:

›Raymund, einen Walzer!‹

Setzt sich und spielt die Frühlingstimmen, von der vorsichtigen Einleitung an, und führt, voll Bewusstsein von dem kommenden Effekt, leise bis hin an den geheimnisvollen Punkt, wo der Walzer sich nicht mehr verleugnen kann, wo auch kein wahrhafter Musiker sich mehr versagt.«<sup>33</sup>

»Kalt aber echt«<sup>34</sup> nannte Kasimir Edschmid dieses Buch. Schärfer kann man den Habitus jener elitären Gesellschaft, die doch die der Autorin ist, kaum vorführen.

Umso erstaunlicher, dass die Dichterin nach diesem kühnen Debut in ihren späteren Romanen der Dreißiger Jahre ganz im Glanz der High Society schwelgt, der Interieurs, der Garderobe, der stets edel geschnittenen Gesichter der Comtessen und Fürsten, in glanzvollen Frisuren, erlesenen Bewegungen, so im Roman *Der Lauf der Asdur* (1936), was so viel meint wie der Lauf der Isar, denn er spielt in München und schildert die Ballsaison der Schwestern Arco-Zinneberg um die Jahrhundertwende und setzt dem Grafen Stauffenberg ein Denkmal, so in *Delaïde* (1935), dem Roman einer eiskalten Gesellschaftsehe. Sie beziehen ihre Farbe aus dieser Gesellschaft, in dem sie sie doch vehement kritisieren.

»*Du seit langem einziges Erlebnis*«<sup>35</sup>

Für die Arbeit am eigenen Werk bietet für ein halbes Jahrzehnt die Freundschaft mit Karl Kraus für Mechtilde Lichnowsky die entscheidenden Impulse. Er hat sich ja lange geziert, bei angekündigten Besuchen in Wien hat er sich verleugnen lassen, Kurt Wolff hat wohl ein wenig nachgeholfen und schließlich hat seine – so nannte er es selbst – »Sehnsucht nach aristokratischem Umgang«<sup>36</sup> das ihrige getan. Schließlich findet er in der erbitterten Kriegsgegnerin eine geschätzte Sympathisantin. Es folgen Besuche von ihr in Wien, von Karl Kraus auf den Schlössern und in der Berliner Stadtwohnung der Fürstin. Er schreibt

---

<sup>33</sup> Lichnowsky: *Der Stimmer*, S. 124f.

<sup>34</sup> In: *Frankfurter Zeitung*, 18.9.1917.

<sup>35</sup> Überschrift des Huldigungsgedichts von Karl Kraus für Mechtilde Lichnowsky vom 23./24.4.1921. In: Wilhelm Hemecker (Bearb.): *Mechtilde Lichnowsky 1879–1958*. Marbach 1993 (= Marbacher Magazin 64), S. 41.

<sup>36</sup> Zitiert nach Hemecker 1993, S. 40.

verkopft-rätselhafte, verehrende, liebende Briefe an die »Verehrte Fürstin«, deren Anspielungen häufig kaum noch zu entschlüsseln sind. Sie sind nur lückenhaft überliefert und die überlieferten vorzüglich ediert.<sup>37</sup> Immer wieder erscheinen nun Texte von ihr in Karl Kraus' *Die Fackel*, beide sind sich einig in ihrer Freude an der Sprache und in ihrer erbit- terten Feindschaft gegen sprachliches Geschluder und Geschwätz.

Dann, am 11. August 1921, passiert ein Unglück, das – um es vor- weg zu nehmen – doch noch glücklich endet. Mechtilde Lichnowsky, Karl Kraus und seine Freundin Sidonie Nádherný machen mit deren Bruder Karl einen Badeausflug an die Moldau. Beim Schwimmen gerät Mechtilde in einen heftigen Strudel und wird wieder und wieder in die Tiefe gerissen, droht zu ersticken, verliert das Bewusstsein. Was dann passiert, hat Mechtilde Lichnowsky sich und ihren Lesern in ihrem allerletzten Buch *Heute und Vorgestern* (1958) noch einmal in aller Dramatik erzählt:

»Die Rettung kam; aber sie war nur als Bergung gedacht. Meine Freunde waren am Ufer stromabwärts gerast, unterhalb der Fels- wände wateten sie in den Fluß, dann mussten sie stromaufwärts schwimmen, aber, da sie sich die Hände hielten, um eine Art Mauer zu bilden, konnten sie nur langsam in die Nähe der gefährlichen Stelle gelangen. Lautlos floß das Wasser an ihnen vorbei. Auch der Strudel wirbelte völlig geräuschlos vor ihren Augen, nur wenige Me- ter entfernt.

Da – ein Aufschrei, Karl Kraus ließ Sidis Hand los und tauchte, kam wieder hoch, fast versagte die Stimme, Worte ließen sich nur müh- sam bilden: ›Helft, sie ist es, helft ... über Wasser halten.‹

Das unwahrscheinlichste aller Wunder hatte sich ereignet. Noch wusste ich nichts davon. Aber es kam der Augenblick, wo ich etwas Warmes auf meinen geschlossenen Lidern spürte. ... Ich öffnete die Augen, ich lag auf der Böschung, ich war lebendig, es gab keine Stru- del, keine Wirbel, keine Stromschnellen mehr, nur die Tränen lieber Freunde. Erst hatten sie um mich geweint ... das aber hatte ich nicht erlebt, nur die Tränen, die jetzt flossen.«<sup>38</sup>

Karl Kraus schreibt zwei Wochen nach dem Ereignis in der Nacht vom 26. auf den 27. August 1921 – noch immer aufgewühlt und voll tiefer Dankbarkeit – das Huldigungsgedicht:

<sup>37</sup> *Verehrte Fürstin! Mechtilde Lichnowsky und Karl Kraus. Briefe und Doku- mente. 1916–1958.* Hg. von Friedrich Pfäfflin u. a. Göttingen 2001.

<sup>38</sup> Mechtilde Lichnowsky: *Heute und Vorgestern.* Wien 1958, S. 39f.

*Auf die wunderbare Rettung der Wunderbaren*

Als dich die Flut uns entriß,  
nie in der Welt noch war  
so viel Wasser und doch  
nicht so viel Wasser als wir  
Thränen um dich vergossen hätten.

Und wir hörten den Schrei,  
weißem Munde entquoll  
letzte Frage an Gott,  
ob es in seinem Plan  
oder nur zur Versuchung sei.

Schon Verwaiste, dahin  
Stürzten wir, hin zu dir,  
hin durch die Todgewalt  
riß uns das bebende Herz  
zu deinem ringenden Herzen fort.

Er aber, den es rief,  
rief den Tod und die Flut  
ab von dem Wunderwerk,  
das er doch nicht erschuf,  
um es so blind zu zerstören und uns.

Wiederbegrüßte du,  
Glückliche, die den Tod  
Vor dem Leben erfuhr –  
Wir, die nur einmal sind,  
sind entschädigt, wir wissen: du lebst!<sup>39</sup>

Bisher war nur von der Schriftstellerin die Rede, aber Mechtilde Lichnowsky konnte auch wunderbar zeichnen, die Briefe sind gespickt mit Karikaturen; sie illustriert witzig ihre Bücher; sie porträtiert gekonnt: mit Bleistift den Vater und den Freund Graf Stauffenberg, in strengen Ölbildern ihren Mann und sich selbst. Und ebensoviel verstand

---

<sup>39</sup> *Verehrte Fürstin!*, S. 78–80.

sie von Musik. Karl Kraus möchte in seinen berühmten Vortragsabenden Johann Nestroy wieder zu Ehren kommen lassen. Mechtilde Lichnowsky macht sich an die Arbeit – oder vielleicht besser – an den Spaß und setzt Couplets aus Nestroys parodierenden Possen in Musik, darunter *Der Zerrissene* (1844). Mit diesen Kompositionen und der gemeinsamen Arbeit mit Karl Kraus kommt ein ganz neuer Zug im Charakter der ›Dame‹ zum Vorschein, ihr Humor, ihr Sinn für Satire, für Witz, für Frechheit. Die Kritik nannte ihre Musik ein »Wunder an Einfühlung«, die die verschollene Originalmusik Nestroys wiederaufleben lässt. Karl Kraus' legendären Vortragsstil kann keiner nachmachen, erst recht nicht sein Singen im Parlandostil. Er konnte überhaupt nicht singen, erzählt man sich, aber das mit Leidenschaft: »Es war ›enorm‹«, schreibt Karl Kraus noch in der Nacht nach der Vorlesung am 4. Dezember 1922 seiner Freundin nach Berlin, »ich wurde – für die Komponistin – zum Schluß mindestens 28 mal gerufen, musste ›Willibald‹ und ›Allerhand Leut‹ zugeben, die Leute wollten aber noch lange nicht weggehen. Jedes einzelne Stück entzückte. Bei manchen Sätzen konnte ich selbst vor Lachen nicht weiter. Es war einer der allerschönsten Abende. Ich wollte mein Leben lang nichts anderes mehr tun als diese Lieder singen!«<sup>40</sup>

Inzwischen ist Mechtilde Lichnowsky eine wohlbekannte Autorin, die Tageszeitungen schätzen ihre Beiträge in den beliebten Feuilletonumfragen der Zeit, mehrere Bücher sind mittlerweile erschienen: 1921 der Roman *Geburt* mit dem denkwürdigen Motto: »Liebe, Wahnsinn, Einzelhaft«, 1927 die Novelle *Rendezvous im Zoo*, die Geschichte von zweien, deren Liebe vor lauter Missverständnissen nicht in Erfüllung geht. Dieses Buch wird zu ihrem erfolgreichsten, zum Bestseller bis heute.

### »Toter Fachmann – lebendiger Laie«

Drei Jahre zuvor war ein Buch erschienen, das sich allen Genrezuordnungen entzieht: *Der Kampf mit dem Fachmann* (1924). Holger Fließbach versteht es in seiner Dissertation über die Autorin als »sati- rische Soziologie«. <sup>41</sup> Lichnowsky sagt in diesem Buch dem bornierten

<sup>40</sup> *Vehrte Fürstin!*, S. 133, S. 135.

<sup>41</sup> Fließbach 1972, S. 72.

Experten den Kampf an, dem Halbgebildeten, dem Fachidioten, der sich durch seine Fachsprache dem sogenannten Laien nicht verständlich machen kann. Wie aktuell ist noch immer die Klage über den Spezialisten, der für das Ganze keinen Blick mehr hat:

»Wer ist der Fachmann und wer ist der Laie? Fachmann ist der, der sich im Handumdrehen dazu macht. Im Handumdrehen? Nein, im Wortumdrehen. Und der Laie der, der das Wort gerade herausgibt und sich nicht, wenn er es umgedreht zurückbekommt, im Handumdrehen selbst mitdreht. Also ist der Laie ungeschickt und der Fachmann ihm an Gewandtheit überlegen?

Nein – so liegt es nicht; der Fachmann ersetzt mangelnde Erkenntnis durch Dünkel, Urteil durch Herrschsucht, und wenn sich ihm der Laie freundlich naht, zieht er sofort die Zugbrücke hoch und paramentierte.«<sup>42</sup>

Oskar Loerke, auch einer ihrer Bewunderer, tut sich nicht leicht, in seiner Rezension im *Berliner Börsen-Courier* das Buch zu charakterisieren:

»Es belehrt nicht, sondern teilt sich mit: Durch Gestaltung und Gestalt, durch Bericht und Reflexion, durch Beobachtung und wachsame Prägung der Beobachtung (scharf, schlicht, leidenschaftlich, zurückhaltend, polemisch – immer sorgfältig einem von der ganzen Persönlichkeit gefühlten Wahrheitswillen gehorsam), durch Anekdoten und Gleichnis, durch lebendig geprüfte Kontakte zwischen Geist und Wort.«<sup>43</sup>

Die Klugen und Unabhängigen erkannten die Originalität und Scharfsinnigkeit dieses Buches, zum Beispiel der Kunsthistoriker Julius Meier-Gräfe: »Seit Luthers Bibelübersetzung wurde nichts Dringenderes in deutschen Landen geschrieben, [...] heute wichtiger als der ganze Kant und nicht nur für Deutschland.«<sup>44</sup> Für den 26-jährigen Theodor W. Adorno wurden Lichnowskys sozialpsychologische Sprachbeobachtungen fruchtbar für seine Überlegungen zum Dilettantismus in der Musik: »Nirgends ist der Kampf mit dem Fachmann, den Mechtilde Lichnowsky proklamierte, notwendiger als in Musik. Denn nirgends ist die Macht des Dilettanten größer. Fachmann aber und Dilettant

<sup>42</sup> Mechtilde Lichnowsky: *Der Kampf mit dem Fachmann*. Wien 1924, S. 25.

<sup>43</sup> Oskar Loerke: Rezension im *Berliner Börsen-Courier* Nr. 53 vom 1.2.1925. In: O. L.: *Der Bücherkarren. Besprechungen im Berliner Börsen-Courier 1920–1928*. Heidelberg / Darmstadt 1963, S. 271.

<sup>44</sup> Zitiert nach Fließbach 1972, S. 72.

gehören komplementär zueinander. [...] Der Fachmann braucht den Dilettanten, sich zu beweisen, dass er keiner ist.«<sup>45</sup>

Mechtilde Lichnowsky wird – nein, nicht zur Fachfrau –, sondern zur sensiblen Beobachterin der Sprache, der Untugenden, der Sünden im Umgang mit der Sprache. Dem gilt ihr weiteres Schreiben nach den drei großen Romanen, *Kindheit*, *Delaïde*, *Der Lauf der Asdur*, die in rascher Folge 1934, 1935 und 1936 bei S. Fischer erscheinen und ihr das Etikett der rückwärtsgewandten Darstellerin einer vergangenen Klasse einbringen, gegen das sie sich so vehement wehrt.

»Es gibt nichts auf- und anregenderes als Sprache und Sprachprobleme – die Sprache verlassen zu müssen, das wird der schwerste Abschied sein.«<sup>46</sup>

1928 war ihr Mann gestorben, sie übersiedelt, auch wegen ihrer fortschreitenden Arthritis, an die Côte d'Azur. So wie sie den Ersten Weltkrieg als Untat der Deutschen verurteilt hatte, so gibt es nie einen Zweifel an ihrer Verachtung des anwachsenden Nationalsozialismus. Besonders Hitlers Rhetorik muß einer solch sensiblen Sprachkritikerin ein Dorn im Ohr gewesen sein. Die Sprache ist ins Zentrum ihres Interesses gerückt.

Penibel genau liest sie *Mein Kampf* (1925), exzerpiert und macht sich kritische Notizen. Da sie ihrem ins Exil geflüchteten Verleger Gottfried Bermann Fischer treu bleiben will, auch den Beitritt zur Reichsschrifttumskammer abgelehnt hat (wie sie 1948 in einem Brief dem Emigranten Wilhelm Sternfeld mitteilt), kommt es trotz ihrer Bemühungen zu keiner Buchpublikation während der NS-Zeit. 1941 steht Lichnowsky auf der Ergänzungsliste des »schädlichen und unerwünschten Schrifttums« der Reichsschrifttumskammer. Schwierige Jahre eines Falls aus großer Höhe. 1937 war sie ihrem einstigen Verlobten Peto wieder begegnet, man heiratete rasch (wohl auch, um ihr die britische Staatsbürgerschaft zu verschaffen). Aber mit dem Kriegsausbruch, an dem sie gerade in München ihre Schwester besucht, tritt die groteske Situation ein, dass Mechtilde Lichnowsky-Peto, nun eng-

<sup>45</sup> Theodor W. Adorno: *Quasi una fantasia*. Frankfurt a.M. 1963, S. 35 (zuerst 1929).

<sup>46</sup> Mechtilde Lichnowsky an Helmut Ludwig, 17.11.1934; Münchner Stadtbibliothek / Monacensia.

liche Staatsbürgerin, in Deutschland quasi interniert wird, sie darf das Land nicht verlassen und hat ihren Mann bis zu seinem Tod 1945 in London nicht wiedergesehen.

Ihre Mittel werden knapp, die alte Herrlichkeit von vorgestern ist dahin. Kuchelna gehört nun zu Polen, Schloss Grätz ist tschechisch und heute ein Museum. Der Besitz wird enteignet; mit ihrem schriftstellerischen Nachlass, mit Briefen und Manuskripten haben Vandalen im südfranzösischen Haus Feuer gemacht. 1946 übersiedelt sie für immer nach London und versucht, an den alten literarischen Erfolg anzuknüpfen. Vor allem kann endlich das sprachkritische Buch erscheinen: *Worte über Wörter* (1949). Das Buch mit »gesammelten deutschen Stilaffereien und Stilkatastrophen«<sup>47</sup> hat sie seit 1931 geplant und dafür während der NS-Zeit reichlich Stoff sammeln können. Zum Beispiel:

»Unredlichkeit, und mit ihr jeder Schwindel, alles was verlogen und gefälscht ist, stellt die Brücke dar, die von der Brutalität zur Sentimentalität geschlagen werden muß, und geschlagen wird.

Die unheimliche, grauenerweckende Mischung »brutal-sentimental« gedeiht mit Vorliebe bei einem und demselben Individuum und vermag ebenso gleichzeitig einen und denselben Stil zu färben. Und weil Brutalität und Sentimentalität an sich gleich unfruchtbar sind, könnte, wenn es sich um ein Kunstwerk handelt, nur mehr oder minder beabsichtigter Schwindel Potenz vortäuschen.«<sup>48</sup>

Sie zerlegt falsche Metaphern, spießt die Werbesprache auf. Heute klingt das ziemlich zahm, denkt man an unsere Super-, Hyper- und Ultra-Wörter:

»Vorherrschend bei der Benennung eines Objekts ist auch die minderwertige Sucht nach einer Werterhöhung, seiner Ausschmückung, seiner Anpreisung. So entstand ›das Vollfrischei‹. [...] Halb denken und dann das Wort ergreifen (das arme Wort, das rohe Hände beim Flügel packen), ergibt immer eine ganze, eine Vollfrischdummheit.«<sup>49</sup>

In der Einleitung erklärt sie zu ihren analysierten Beispielen: »Die Namen der Autoren, der Bücher, Zeitschriften und Zeitungen sollen ungenannt bleiben.«<sup>50</sup> Sie gelten in der Forschung als Belege für NS-

<sup>47</sup> Zitiert nach Fließbach 1972, S. 211.

<sup>48</sup> Mechthilde Lichnowsky: *Worte über Wörter*. Wien 1949, S. 311.

<sup>49</sup> Lichnowsky: *Worte über Wörter*, S. 44f.

<sup>50</sup> Lichnowsky: *Worte über Wörter*, S. 20.

Deutsch. Heute lassen sich mithilfe von *google* die meisten Zitate belegen, und es zeigt sich, dass es sich in der Mehrzahl um Texte von Autoren handelt, die gerade in der Nachkriegszeit sich besonderer Beliebtheit erfreut haben.

Ihre Sprachstudien zu *Mein Kampf*, über den *Werdegang eines Wirrkopfs* erscheinen 1953 in dem Prosaband *Zum Schauen bestellt*, einer Sammlung von Zeitungsbeiträgen der Nachkriegszeit, die freilich in ihrer politischen Brisanz nicht eben auf ein breites Echo stoßen. Eine Auseinandersetzung mit dem Phänomen Hitler war in Nachkriegsdeutschland nicht sonderlich zeitgemäß:

»Er bringt es nämlich fertig, ohne Thema zu reden. Er wirft den Zuhörern Wörter vor, hier einen Sprachbrocken, dort einen, so wie gefangenen Raubtieren mittels eiserner Gabel blaurotes, formloses Fleisch vorgeworfen wird.

Gierig nimmt man auf, was von seinem Munde fällt, formloses, aschgraues oder blaurotes Zeug, Wörter wie Freiheit, Garagen, Geschichte, Geschäft, viele Superlative, wenig Verben, dafür zusammengekleisterte Ungeheuer von Substantiven und fertige Redensarten, die er unter strengster Fundverheimlichung der Zeitung entnimmt. [...] Wes der Kopf leer ist, des geht der Mund über.«<sup>51</sup>

Victor Klemperers *LTI, Notizbuch eines Philologen* (1947) und Dolf Sternbergers, Gerhard Storz' und W. E. Süßkinds zehn Jahre später erschienene Beobachtungen *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen* befinden sich bei Mechtilde Lichnowsky in bester Gesellschaft, dennoch erscheint die Schriftstellerin in der Wahrnehmung der Literaturszene der 1950er-Jahre nicht als die subtile Sprachkritikerin, vielmehr wird ihr von ihren neuen Verlagen, dem Bechtle Verlag in Esslingen und dem Bergland Verlag in Wien, im Bemühen um eine Popularisierung der Autorin, fast einer Trivialisierung, immer das Etikett der unpolitischen, plaudernden Dame angeklebt, das sie nachgerade hasst. Alle ihre Briefe dieser Zeit sind voll von dieser Klage, zum Beispiel diejenige an ihren Münchner Freund und Kollegen Max Stefl aus dem Jahr 1954:

»Ja, es wäre gut, wenn einmal in Deutschland einer, der was weiss, über M. L. schreiben würde, damit nicht immer wieder – warum, weiss ich nicht – der ›Fachmann‹ als Büchlein gekennzeichnet werde, ich als Dame und meine Arbeiten als ›Plaudereien‹: [...] Immerhin,

---

<sup>51</sup> Mechtilde Lichnowsky: *Zum Schauen bestellt*. Esslingen 1953, S. 142.

die 3 Artikel über Wirrkopf etc. [über Hitler und die NS-Ideologisierung der Sprache] ist deutsche Prosa, wie sie eine Dame nicht schreiben kann.«<sup>52</sup>

Späte Ehrungen erreichen die einsame Schriftstellerin in London: Sie wird in die Bayerische Akademie der Schönen Künste berufen, in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung und die Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur aufgenommen. 1953 ehrt sie die Landeshauptstadt München mit ihrem Kunstpreis. Der Titel ihres letzten Buches, erschienen in ihrem Todesjahr 1958, mit Aphorismen, Gedanken und Erinnerungen, umspannt ihr Leben ebenso wie den Horizont ihres literarischen Werkes von der Prinzregenten- bis in die Adenauerzeit: *Heute und Vorgestern*. An Berthold Viertel schreibt sie am 10. Dezember 1947 resigniert und doch selbstbewusst: »Ich werde, daran zweifle ich nicht, einen posthumen Erfolg haben: und das muss halt in Gottes Namen genügen.«<sup>53</sup>

---

<sup>52</sup> Mechtilde Lichnoswky an Max Stefl, 16.11.1954; Münchner Stadtbibliothek / Monacensia, Sammlung Max Stefl, B 272.

<sup>53</sup> Mechtilde Lichnoswky an Berthold Viertel, 10.12.1947; Deutsches Literaturarchiv, Marbach, Nachlass Mechtilde Lichnowsky.